

**FILMFESTIVAL LOCARNO** Der neue Film des Zürcher Regisseurs Christoph Schaub wird am begehrtesten Abend des Festivals auf der Piazza gezeigt. Seite 29

# KULTUR

**Genuss '09** 14. August bis 6. September 2009  
über 140 Genuss-Anlässe! Infos unter:  
**Das Beste der Region** regionalprodukte.ch

## ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

### Wut im Bauch

**HELEN GARNER** Es gibt Menschen, die bäumen sich bis zuletzt gegen den Tod auf und wollen von Palliativmedizin rein gar nichts wissen. Zu ihnen gehörte Susan Sontag, wie ihr Sohn David Rieff im Buch «Tod einer Untröstlichen» mit Gespür für Diskretion ausführte. Auch die 67-jährige, mehrfach preisgekrönte australische Autorin Helen Garner porträtiert in ihrem Roman «Das Zimmer» (Berlin-Verlag, 174 S., Fr. 32.90) eine Frau, die davon überzeugt ist, dem Tod noch einmal von der Schippe zu springen. Sie gerät in die Fänge von Quacksalbern, die dem Krebs den Garaus machen wollen mit hochdosiertem Vitamin C oder Kaffee-Einläufen und vor allem die hohle Hand machen.

Das obskure Institut befindet sich in Melbourne, und so quartiert sich die Schwerkranken, die in Sidney wohnt, für drei Wochen bei ihrer Freundin Helen ein, aus deren Perspektive der Roman geschrieben ist. Die Ich-Erzählerin, dahinter steht kaum verhüllt die Autorin selbst, berichtet in einfachen Worten, wie die Pflege der kranken Freundin sie an den Rand des Zusammenbruchs treibt. Helen kauft ein, kocht, putzt, wäscht und wechselt nachts die nass geschwitzten Laken; sie leidet unter einem akuten Schlafmanko, ist konfrontiert mit einer «entnervenden Heiterkeit» und einem unerschütterlichen Glauben an Heilung, den sie nicht teilt. Sie verspürt unbändige Wut, aber auch Trauer und Scham über ihr Unvermögen, die Freundin mit dem Tod zu konfrontieren.

Literarisch ist «Das Zimmer» keine Trouville, doch Helen Garner findet ebenso ehrliche wie direkte Worte für die letzten Dinge des Lebens und zeigt, wie Freundschaft und Liebe beinahe bis zur Unerträglichkeit strapaziert werden. (sl)

### Wunder Punkt

**MAEVE BRENNAN** Die Irin (1917–1993) in New York setzte in Szene, wie man einem der verbrauchtesten Themen der Weltliteratur, dem abgeschmackten Zwischenmenschlichen, gleichwohl Glanz verleiht. Auch ihre neusten ins Deutsche übertragenen, meist autobiografischen Erzählungen zeugen von der unerschöpflichen Fähigkeit, wunde Punkte ins Zentrum des Interesses zu rücken. In «Der Morgen nach dem grossen Feuer» (Steidl, 156 S., Fr. 27.90) hauiert die kleine, naseweise Maeve in der Nachbarschaft mit der Botschaft von einem Brand, notabene aus zweiter Hand. Das Unglück an und für sich wird so zur Nebensache. Die Kleine spürt intuitiv, wie man das Elend des einen zum Spielball der Neugierde anderer macht. In die gleiche Richtung geht das Schicksal eines alten Hausierers, der zum Gespött der Familie wird und wo Maeve und ihre Schwester es verpassen, den von der Mutter geübten Altruismus schon als Wert zu erkennen.

Der Steidl-Verlag hat sich entschlossen, Brennans Erzählungen, die im Original im Wesentlichen in zwei Sammelbänden zusammengefasst sind, in Einzelbänden herauszugeben. Dies macht insofern Sinn, als jeder der bisher drei von Hans-Christian Oeser hervorragend übersetzten Short-Stories-Titel immer wieder die Chance bietet, einen neuen Leserkreis anzusprechen. Es ändert aber nichts an der Tatsache, dass der erste davon, «Mr. and Mrs. Derdon», der beste war. Er zeigt die Virtuosität Maeve Brennans auf der Höhe ihrer Kunst, Momente der Melancholie und Einsamkeit wie der Maler Edward Hopper einzufrieren und damit Stimmungen und Schwingungen in Bildern einzufrieren. (Vo)

# «Atme auch mal aus!»

Musik und Politik: Ein eindrückliches Dokument ist der Sampler «Message Soul» von Jonathan Fischer

Seit Jahren dokumentiert der Münchner Musikjournalist und DJ Jonathan Fischer auf verschiedenen Compilations die schwarze Musik, ihre Themen, Genres und politisch-gesellschaftlichen Querbezüge. Im Interview äussert er sich über die Botschaften des Soul zwischen Obama und Hip-Hop, Systemkritik und Seelenqual.

CLAUS LOCHBIHLER

«BUND»: Hat die Botschaft des sendungsbewussten Soul von heute immer noch mit dem Gospel-Erbe dieser Musik zu tun, oder speist sie sich mittlerweile aus anderen Quellen?

**JONATHAN FISCHER:** Nein. Auch heute noch gilt: Der Soul kommt vom Gospel, letztlich also aus der Kirche. Das hat auch damit zu tun, dass die amerikanische Gesellschaft viel religiöser tickt als das, was wir von Europa her kennen. Soul ist verweltlichter Gospel. Deswegen ist Soul im Kern auch keine zweckfreie Musik. Der Soul und seine Künstler haben etwas zu sagen, was über reine Unterhaltung hinausgeht.

Kann es sein, dass Sie als Sohn eines evangelischen Pfarrers für die Botschaften des «Message Soul» besonders empfänglich sind?

Darüber habe ich bislang noch gar nicht nachgedacht! Kann schon sein, dass das bei mir unterbewusst eine Rolle spielt. Sicherlich ist man als Pfarrerssohn gezwungen, sich mit der sendungsbewussten Tätigkeit des Vaters zu messen. Da ist es eher unwahrscheinlich, dass man Verwaltungsbeamter wird. Eher DJ und Journalist. Ich kenne viele DJs und Journalisten, die wie ich aus einer Pfarrersfamilie stammen.

Woran liegt es, dass in den 1970er-Jahren der «Message Soul» eines Marvin Gaye oder Curtis Mayfield charttauglich war, während man heute danach suchen muss?

Der Hauptgrund ist, dass Ende der 1970er-, Anfang der 1980er-Jahre Soul zum Rhythm'n'Blues umdeklariert wurde. Im Kern war das ein marktstrategischer Verpackungstrick der Musikindustrie: Rhythm'n'Blues klingt weniger nach schwarzer Musik, hat wenig bis gar nichts mit afro-amerikanischer Identität zu tun und lässt sich deswegen besser vermarkten. So jedenfalls das Kalkül der Labels. Leider hat die Verpackung zunehmend auch den Inhalt bestimmt. Deswegen wird man bei diesem Genre vergeblich nach Lyrics und Themen suchen, die einen dazu zwingen, sich mit der Lebenswirklichkeit und den politischen oder gesellschaftlichen Anliegen des schwarzen Amerikas auseinanderzusetzen.

In Ihren Liner Notes, aber auch in den von Ihnen ausgewählten Songs klingt auch die eine oder andere Kritik am Hip-Hop an. Zum Beispiel am Männer- und Frauenbild des Hip-Hop und seinen testosterongesteuerten Obsessionen.

Es gibt politisch oder gesellschaftlich motivierten Hip-Hop, in dem das Sendungsbewusstsein, die Themen und oft auch die Musik des alten Soul-gesampelt oder über einen Gastsänger – fortleben. Insofern sind die Grenzen natürlich fließend. Aber diese Kontinuität zwischen Soul und Hip-Hop stellt im Grossen und Ganzen doch eher die Ausnahme dar. Nichts macht das so deutlich



Jonathan Fischer: «Als Pfarrerssohn ist man gezwungen, sich mit der sendungsbewussten Tätigkeit des Vaters zu messen.»

EROL GURIAN

wie der Hypermachismo des Hip-Hop, der seit ein paar Jahren den ganzen Mainstream prägt. Dieser Männlichkeitskult steht im krassen Gegensatz zum Soul, in dem es ja um Verletzlichkeit geht. Auch und gerade um die Verletzlichkeit derjenigen, die sich gerne taff geben: die Männer. Das ist auch das, woran jemand wie Anthony Hamilton anknüpft. Seine Message an die männlichen Hörer lautet: «Du musst nicht immer den Bauch einziehen und die Muskeln anspannen, nur weil du glaubst, dem vom Hip-Hop geprägten Macho-Bild entsprechen zu müssen. Atme auch mal aus! Und gestehe dir deine Schwächen ein. Dann kannst du sie auch überwinden.» Im Hip-Hop wird man vergeblich nach einer solchen Aussage suchen.

Kann es sein, dass der Soul mehr das Individuum anpeilt, während politisch bewegter Hip-Hop eher das Medium für fundamentale Systemkritik ist?

Ätzende Kritik lässt sich eben viel besser rappen. Und die Seele singt man sich besser aus dem Leib. Von der Grundtendenz her ist es vielleicht so: Soul zielt bei aller Kritik immer auf das grosse Miteinander. Wir alle sitzen im gleichen Kirchenschiff – so lautet die Grundbotschaft des Gospel und des Soul. Der Hip-Hop hat eine ganz andere Ausgangsbasis. Er ist ein Medium der Selbstdarstellung von Egomänen, die sich miteinander messen. Ein Einzelgängermedium wie zuvor

der Blues. Im Gospel und im Soul geht es immer um eine reale oder gedachte Gemeinschaft.

Hat die Wahl Barack Obamas die schwarze Musik politisiert?

Das bleibt abzuwarten. Im Hip-Hop jedenfalls hat Obama einen Aufwind für sozialkritische, politische Stimmen erzeugt. Ich nehme an, dass das vielleicht auch auf andere Genres abfärben wird.

Ein Song auf Ihrem Sampler macht den ersten schwarzen US-Präsidenten sogar explizit zum Thema.

Die Vorlage von «Black House (Paint the White House Black)» von Amp Fiddler stammt von George Clinton aus den frühen 1980er-Jahren. Damals war die Vorstellung eines schwarzen US-Präsidenten eine absolute Utopie. Das war damals nichts mehr als eine nette P-Funk-Spinnerei. So ähnlich wie George Clintons Weltraumfantasien, bei denen irgendwelche Schwarze im Mothership auf der Suche nach einem schwarzen Planeten in den Weltraum entgleiten. Ich kann mir vorstellen, dass George Clinton damals einen schwarzen Planeten für realistisch gehalten hat als einen schwarzen Präsidenten.

Es gibt noch andere Querbezüge zwischen Obama und dem «Message Soul». Interessant ist zum Beispiel, dass einige Songs Themen ansprechen, die auch bei Obama

eine Rolle spielen. Und zwar so, dass sie gesellschaftliche und persönliche Verantwortung miteinander verknüpfen. Ähnlich wie zum Beispiel Obama in seiner Vätertagsrede, als er afro-amerikanischen Vätern, die sich nicht um ihre Kinder kümmern, ins Gewissen redete.

Es gibt sicher einen gewissen Gleichklang zwischen den Botschaften des alten Soul und gesellschaftlichen Fragen, die Obama angesprochen hat. Themen wie Selbstverantwortung oder Familienwerte, die auch im Soul durchaus wertkonservativ daher kommen können. Erst kürzlich hat Obama afro-amerikanische Eltern dazu aufgefordert, sich mehr um das schulische Fortkommen ihrer Kinder zu kümmern, dabei aber natürlich den fortwirkenden Rassismus nicht unerwähnt gelassen. Das sind alles Themen, mit denen sich auch der «Message Soul» beschäftigt. Es gibt in diesem Genre Systemkritik wie bei «Krooked Kop», einem Song von Anthony David über Polizeirassismus in Atlanta, aber auch sehr persönliche Songs wie «Sometimes» von Bilal: Da macht jemand fast schon tagebuchartig die Sache mit sich selbst aus. Ich glaube, dass es beide Art von Songs geben muss. «Krooked Kop», weil sonst das Thema Polizei und «racial profiling» nur dann eine Rolle spielen würde, wenn alle paar Jahre ein Prominenter verhaftet wird – so wie unlängst der Harvard-Professor Henry Louis

Gates. Dabei passiert so etwas tagtäglich vermutlich hundertmal, ohne dass es in die Schlagzeilen kommt. Genauso braucht es natürlich die persönliche Sicht auf das Individuum. Sonst hiesse die Musik auch nicht Soul.

Es gibt mittlerweile aber auch die ersten kritischen Stimmen über Obama aus dem afro-amerikanischen Lager. So stören sich viele an der mit seiner Wahl verbundenen Vorstellung, die US-Gesellschaft sei «post-racial» geworden, die Hautfarbe spiele keine oder zumindest eine deutlich geringere Rolle in den USA als früher. Das sei vielleicht eine notwendige Strategie im Wahlkampf gewesen, spiegle aber nicht die Realität der amerikanischen Gesellschaft wider.

Ich kann diese Kritik nachvollziehen. Obama ist als schwarzer Politiker in erster Linie Politiker. Und als solcher hat er es richtig gemacht: Um gewählt zu werden, hat er seine Hautfarbe, seine Herkunft, aber auch das Thema des Rassismus in einem gewissen Masse aus dem Wahlkampf herausgehalten. Das heisst jedoch noch lange nicht, dass alle anderen das nun auch machen müssen. Es muss auch diejenigen geben, die die Dinge weiterhin beim Namen nennen – ohne irgendwelche Rücksichtnahmen.

Ist Ihnen schon mal ein Soul-Song begegnet, bei dem Sie den Eindruck hatten, dass er sich nur aus kommerziellem Kalkül politisch gibt?

Ehrlich gesagt noch nicht. Mag sein, dass es so etwas gelegentlich im Rock gibt. Aber politisch engagierter Soul verkauft sich viel zu schlecht, als dass es sich lohnen würde, das politische Fähnchen zu schwenken. Das ist immer noch etwas, was die Plattenfirmen allenfalls mit einer Kneifzange anfassen, weil sie nicht wissen, wie sie damit umgehen und wie sie es vermarkten sollen. So gesehen ist «Message Soul» keine Strategie – jedenfalls keine, um in die Charts zu kommen.

In der Vergangenheit hatten Sie für Ihre Kompilationen gelegentlich mit Labels zu tun, die für ihre Songs horrenden Lizenzgebühren gefordert haben.

Manchmal denken die komischerweise, dass sich der von mir ausgewählte Song in Europa nicht ein paar Tausend Mal, sondern gleich hunderttausendfach verkauft. Die erwarten dann Vorschüsse von 1000 Dollar pro Song – dabei wäre die Hälfte noch zu viel für Trikont. Ich erkläre ihnen dann, wer Trikont ist: Ein kleines engagiertes Label, dem es um Themen, gute Musik und schöne, manchmal auch unbequeme CDs geht. Ob sich das dann auch verkauft, ist erst mal zweitrangig. Für viele Amerikaner ist diese Herangehensweise kaum zu verstehen. Also erkläre ich es gern ein zweites Mal – manchmal glauben sie's mir, manchmal eben nicht.

Um welches Thema wird es bei Ihrem nächsten Trikont-Sampler gehen?

Ich will zeigen, aus welchen Einflüssen das Rappen und der Hip-Hop entstanden sind. Es geht um Talkin' Blues, Jive und alles andere, was in das Rappen eingeflossen ist. Die Aufnahmen dazu hat es so meines Wissens noch nie auf einer CD gegeben.

[1] DER SAMPLER Message Soul. Politics & Soul in Black America 1998–2008. Compiled by Jonathan Fischer (Trikont).